



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 14 July 10, 1952

Köln: Bund-Verlag, July 10, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

ZUM BÜRGERMEISTER ZU JUNG

Wenn man 21 Jahre alt ist, kann man wählen. Wenn man 25 Jahre alt ist, kann man gewählt werden: zum Bürgermeister oder Oberbürgermeister, zum Bundestagsabgeordneten, von da sogar zum Bundeskanzler. Wenn man 24 Jahre alt ist oder 24 Jahre und sechs Monate, kann man nicht gewählt werden, nicht einmal zum Bürgermeister von Klein-Hinterfutschenhausen mit 250 Einwohnern. Das Gesetz bestimmt es so. Ausnahmen gibt es nicht.

Solche sechs fehlenden Monate wurden den Bürgern von Ohrnberg zum Verhängnis. Trotz genanntem Gesetz hatten die 700 Ohrnberger aus dem Kreis Oehringen ihren 24 $\frac{1}{2}$ -jährigen Mitbürger Rolf Hagner zum Bürgermeister gewählt und bestanden darauf, daß er Bürgermeister bliebe. Offenbar hatten sie niemand anders, dem sie das Amt anvertrauen wollten. Die Regierung

wiederum bestand auf einer Neuwahl, weil doch unter 700 Menschen wohl irgendwo ein Bürgermeister zu finden sei. Wochenlang ging das hin und her, derweil ein „Amtsverweser“ die Geschäfte führte.

Nun haben die Ohrnberger nachgegeben. Am Sonntag, dem 20. Juli, wollen sie nochmals zur Wahl gehen, wie es das Gesetz verlangt. Sie wissen auch schon, wen sie wählen. Denn: am 19. Juli wird Rolf Hagner 25 Jahre alt.

Alles in allem: Ein Schwabenstreich besonderer Güte, und im Kreis Oehringen hat man deshalb viel gelacht oder auch geschimpft: je nach Temperament. Rolf Hagner aber sagte: „Gesetz bleibt Gesetz!“ Und damit bewies er weit mehr politische Reife als das Gesetz einem 24 $\frac{1}{2}$ -jährigen zugestehen will.

WENN EINER EINE REISE TUT...

ZWEI MUSTERPROBEN DES DEUTSCHEN FERIENREISENDEN, WIE ER NICHT SEIN SOLL

„Im Café de la Paix in Paris...“ Die Schlagerkomponisten haben für neue Sehenswürdigkeiten gesorgt. Aber das Café de la Paix hat man schon immer besucht. Und nun sitze ich auf der Terrasse vor dem Café, und die Julisonne lacht mich genau so charmant und warm an wie Mademoiselle von zwei Tischen weiter. Wenn ich jetzt nur nicht auf Hannes zu warten brauchte...

Um vier wollte er hier sein. Hatte er gesagt. Zehn nach ist es schon. Wie kann man nur so unzuverlässig sein! Aber da kommt er ja. Quer über den Place de l'Opera, den Opernplatz. Das darf man aber doch nicht! Die Absperrungen, die Überwege für Fußgänger, die Verkehrsampeln haben doch schließlich auch einen Zweck. Der Flic, so nennt man hier einen Schutzmann, ruft Hannes was zu.

Leider versteht Hannes kein Französisch. Hannes ruft dem Flic was zu. Gott sei Dank versteht der Flic kein Deutsch. Autofahrer schimpfen. Radfahrer fluchen. Fußgänger — vorschriftsmäßig hinter den Absperrungen — schütteln die Köpfe. Aber mein Hannes geht, ohne mit der Wimper zu zucken, quer über den verkehrbrodelnden Opernplatz wie weiland Moses durch das Rote Meer. „Wär ja gelacht, wenn ich da nicht durchgekommen wär!“ ruft er mir schon von weitem zu. „Was soll ich da lang den Ketten und den weißen Strichen nachschleichen! Da wär ich ja morgen noch unterwegs. Rund um den ganzen Platz! Die Franzosen sind ja blöd, daß die den ganzen Rummel mitmachen. Haben die Französer vielleicht geglotzt! Dabei mach' ich das doch immer so.“

Fortsetzung Seite 3

Über die Jahrhunderte hinweg fängt jenes zauberhafte Lächeln der Mona Lisa noch die Menschen unserer Tage in seinen Bann. Kunststudenten und Kopisten aus allen Ländern kommen in den Louvre, um immer wieder die Geheimnisse des großen Malers Leonardo da Vinci zu ergründen. Foto: Archiv



Sommer — Sonne — Urlaubsfreude

Foto: Seeger

DAS MÄDCHEN EMMA

... kann nur noch arbeiten und schlafen · Und Paula sagt: „... am besten überhaupt nicht mehr wach werden!“ · Von der 80-Stunden-Woche und vom Krankenhaus, das selber krank ist

Arbeiten — schlafen — arbeiten — schlafen, das ist der derzeitige Lebensrhythmus von Emma, 19 Jahre alt, schwarze Haare, braune Augen, also hübsch, gebürtig aus Eger im Sudetenland, Flüchtling, jetzt Hausmädchen im Evangelischen Krankenhaus in W., wo sie arbeitet und schläft und schläft und arbeitet, immerzu, Woche für Woche im öden Einerlei. Und warum?

„Dumme Frage“, würde Emma antworten. Sie kann nur arbeiten und schlafen. Für sonst was bleibt keine Zeit. Natürlich ging die Emma mal gerne in die „Lichtburg“, besonders wenn ein Film mit Orson Welles gespielt wird; den sieht sie so gerne. Natürlich ginge Emma auch gern mal tanzen, samstags oder sonntags in der „Widdelsthaler Mühle“. Welches Mädchen ginge nicht gerne tanzen, wenn es neunzehn Jahre alt und hübsch ist, schwarze Haare und braune Augen hat? Aber Emma hat keine Zeit.

Emma muß arbeiten. Oder schlafen. Arbeiten muß sie täglich von morgens 5.30 Uhr bis abends 20.30 Uhr auf der Station III des Krankenhauses in W.: den Kranken das morgendliche Waschwasser bringen, das Waschwasser abholen, das Frühstück bringen, die leeren Teller abholen, spülen, die Betten machen, die Zimmer und den Flur putzen, den endlos langen; das Mittagessen bringen, den Nachschlag verteilen, die Teller einsammeln, spülen, den Kaffee bringen, das Geschirr wieder abholen... Dann kommen die

zwei Freistunden, ausgefüllt mit Strümpfstopfen, Wäsche flicken, Waschen irgendeiner Kleinigkeit oder einen Brief nach Hause schreiben. Die Schlafkammer muß in Ordnung gebracht werden. Vielleicht kann sie noch eine Viertelstunde auf dem Bett liegen. Zwei Stunden sind so schnell vorbei. Und manchmal sind es auch weniger, wenn viel Arbeit auf der Station ist. Nach der Freistunde muß das Abendessen verteilt werden; Teller einsammeln, Spülen, Küche putzen, Aufräumen dauert bis 20 Uhr oder 20.30 Uhr. Dann will da noch ein Patient Wasser haben, und dort fehlt noch etwas für die Nacht, und irgendwer hat Kaffee übers Bett geschüttet. Danach geht Emma schlafen. Weil sie so müde ist. Wer ist nicht müde nach zwölf bis dreizehn Stunden Arbeit? Um fünf Uhr schnell der Wecker wieder.

Einmal in der Woche

... hat Emma einen freien Nachmittag. Der fängt an, wenn sie den Nachmittagskaffee gebracht hat, so gegen 14 Uhr oder 14.30 Uhr, je nachdem. Dann geht sie wieder erst einmal schlafen. Schlaf von acht Tagen ist nachzuholen, viel Schlaf. Und dann ist noch dieses und jenes in der Stadt zu besorgen, ein bißchen Stopfwohle, ein Gummiband, eine Nadel und was sonst so ein junges Mädchen halt braucht. Aber um 19 Uhr muß sie zurück sein. Um 19 Uhr ist gemeinschaftliches Abendessen.

Fortsetzung Seite 4



Obdachlosigkeit überschattet schon das Leben von Ilse und Maria, deren Eltern Hab und Gut verloren und über die Grenze nach Westen flohen, um den letzten Besitz und ihre Freiheit zu retten.

Henri Spaak reist für die Kinder

In diesen Tagen fährt Henri Spaak, einer der eifrigsten Vorkämpfer für ein Vereintes Europa, durch die Lande, um sich bei den Regierungen unseres Kontinents für die Unterstützung der Unicef, dem Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen, einzusetzen.

Seit 1946 bemüht sich die Unicef, die Not der Kinder in Europa, Asien, Afrika oder Lateinamerika zu lindern, ihren Hunger zu stillen, sie zu kleiden, ihre Gesundheit zu überwachen. Deutschland erhielt für seine Kinder bisher Wolle, Baumwolle und Leder von über 10 Millionen DM. Mit dieser Spende, die in Deutschland zu Wäsche, Kleidern und Schuhen verarbeitet wurde, konnten eine Million Kinder mit Kleidungsstücken versorgt werden. Der



Ohne Heim, ohne Kleidung, verlassen von den Eltern, fand man diesen koreanischen Jungen schutzlos, fast verhungert, zwischen den Fronten.

Bund, die Länder und das Hauptamt für Soforthilfe trugen die Fertigungskosten von 20 Millionen DM. Im Rahmen der medizinischen Hilfe erhielt Deutschland 268 000 Gramm Streptomycin, 1951 wurden 20 Millionen Lebertrankapseln ausgegeben, und deutsche Heilstätten erhielten hochwertige medizinische Apparate, um körperbehinderten Kindern helfen zu können.

Henri Spaak hat einen guten Blick für die Erfordernisse unserer Zeit. Er weiß, daß der gute Wille der Eltern, ihren Kindern eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen, sie vor Not und Furcht zu schützen, heute weniger denn je maßgebend ist. Die Verhältnisse sind stärker als der einzelne. Und die Kinder sind die unschuldigen Opfer des menschlichen Unvermögens, dessen Resultat Wirtschaftskrisen, Krieg und Flucht sind. Aber die Augen unserer Kinder müssen frei sein von Haß, Not und Furcht, damit sie bleiben, was sie sind, nämlich die wertvollsten Pfänder für Frieden und Freiheit. Henri Spaak weiß um diese unsere Verantwortung, der sich der vielbeschäftigte Mann nicht entzieht.



Lebensfreude und Lebensmut sind für Kinder, die in der Sonne aufwachsen, eine Selbstverständlichkeit, die anderen stehen mit traurigen Augen daneben und können nicht verstehen.

Fern ihrer Heimat lernen Kalmückenkinder eine fremde Sprache. Ihre Eltern fanden trotz erwie- senen Fleißes keine neue Heimat. Asiaten sind nicht gefragt.

Fotos: dpa, Blume, Seeger



IBFG

SETZT SICH FÜR DIE JUGEND EIN

Es war von tiefer symbolischer Bedeutung, daß der Generalrat des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften zum Ort seiner ersten Tagung Berlin gewählt hat. Berlins Westen ist eine Insel der Freiheit, umschlossen von sowjetischer Unterdrückung. Sein arbeitendes Volk erwartet, daß die Welt seine besondere Lage versteht und ihm Hilfe bietet. Das kam auf der Tagung in überzeugender Weise zum Ausdruck. Erwähnen wir auch, daß von den Jüngsten der Jungen ein Teil beigetragen wurde, das Erlebnis dieses schönen Kongresses weit in die Welt hinausdringen zu lassen. Blutjunge Schüler Schönebergs brachten zum Ende der Tagung Lieder aus Frankreich und Deutschland. Als sie aber zum Schluß das Lied mit dem Refrain „Auf Wiedersehen“ sangen, da riß es die Delegierten, meist alte Kämpfer der Gewerkschaftsbewegung aus Amerika, Afrika, Indien und ganz Europa, hin: sie standen auf und sangen den Refrain mit. Die ganze Hoffnung der Jugend auf die Mitarbeit der freien Welt, vor allem der Gewerkschaften, an ihrer eigenen Befreiung durch die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands fand so ein schlichtes und tief ergreifendes Echo. Weltumspannende Probleme hatte der Kongreß zu behandeln, vor allem die großen Fragen der Preise, Löhne und Produktivität, Bildung und Erziehung, die Befreiung der unterdrückten Völker von sozialen Mißständen und Spannungen. Aber auch die großen Jugendfragen kamen hier, nicht zuletzt dank der Initiative des IBFG, zur gründlichen Behandlung. Auf zwanzig Schreibseiten erstreckt sich der Bericht darüber, und allein die Empfehlungen sind so umfangreich, daß sie hier nur angedeutet werden können. Sie spielen für Deutschland nur eine untergeordnete Rolle, wie Kollege Fette feststellen konnte. Sie sind nämlich zu einem großen Teil bereits in der deutschen



Eröffnung der IBFG-Generalratstagung in Berlin. Von links nach rechts: Generalsekretär Oldenbroek, Präsident Vincent Tewson und Oberbürgermeister Prof. Reuter, München.

Foto: dpa

Gesetzgebung oder in Tarifverträgen fest geregelt, in anderen Ländern leider noch kaum. Hingegen betonte Kollege Fette die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit der europäischen Länder, insbesondere Österreichs, Deutschlands, Hollands, des Saargebiets, Luxemburgs, schließlich auch Dänemarks und der Schweiz, in besonderen Konferenzen über die Jugendfragen. Das wurde auch vom Sekretariat des IBFG zugesagt. So wird gerade die gewerkschaftliche Jugendbildung im Zusammenhang mit der Berufsausbildung und dem Jugendschutz durch die Arbeiten des Berliner Kongresses einen neuen Auftrieb erfahren.

A. Saternus

UNSERE MEINUNG

WIR HABEN KEINEN BEDARF

Man sollte häufiger und sorgfältiger Annoncen studieren. Da sah ich doch jüngst folgende Detailaufstellung zu einer Zeitungsannonce:

Betr. Angebot B 825 in „Der Fortschritt“, Essen-Werden. Aufstellung über angebotene Zeitungen, Zeitschriften usw.: „Die Wehrmacht“, Herausgeber ehemaliges OKW, Jahrg. 37/44, „Deutsche Kolonial-Zeitung“, Jahrgang 39 bis 41, „Der Angriff“, Tageszeitung der DAF, Jahrgang 41 u. 40, usw., usw.

Sonderausgabe Hitlers „Mein Kampf“, in blauem Leder gebunden, „Männer schaffen Europa“ (Hitler-Mussolini), Ausgabe des „Reichsarbeitsdienstes“ usw., usw.

So weit einige Auszüge aus diesem Angebot. Wie gesagt: man sollte die Zeitungsanzeigen sorgfältiger lesen. Sie sind — auch in diesen Dingen — so etwas wie ein Barometer. Schade nur, daß in obigem Falle die Preise nicht genannt sind. Aber ich fürchte, sie sind einigermaßen beträchtlich; bei der Nachfrage im Moment werden „Die Wehrmacht“, „Der Angriff“ und „Mein Kampf“ (in blauem Leder gebunden) nicht gerade billig sein. Übrigens sollte man auch mehr darauf achten, wo solche „Angebote“ erscheinen. In diesem Falle handelt es sich um die am weitesten verbreitete neo-faschistische Wochenschrift in Deutschland, die sinnvollerweise den Titel „Der Fortschritt“ trägt. Herausgeber und Verleger ist Herr Gert Spindler. Derselbe Herr Spindler, der vor einiger Zeit verschiedene Prominente der ehemaligen deutschen Wehrmacht auf seine Kosten zu Konferenzen einlud, bei denen u. a. darüber verhandelt wurde, was geschehen müsse, „damit der „Verband deutscher Soldaten“ bereits dann ein

Machtfaktor sei, wenn die entscheidende Verhandlung über den Wehrbeitrag sich abzeichne“ (so im Einladungsschreiben zu lesen).

Nun, dem VdS haben diese Konferenzen mit Herrn Spindler nicht viel genutzt — aber vielleicht haben sie dem letzteren genutzt? Auf jeden Fall: Herr Spindler ist ein interessanter Mann. Und ein sehr rühriger Mann. Er ist Besitzer eines großen rheinischen Industriebetriebes, Herausgeber des „Fortschritt“, Schöpfer einer bestimmten antigewerkschaftlichen Form von „Partnerschaft in Industriebetrieben“ — und außerdem forciert er „nationale Sammlungsbewegungen“ aller Art. Spindler ist typisch für eine bestimmte Form von „nationalen Managern“: sehr agil, mit modernen Methoden arbeitend, ohne die Selbstillusionen über „bloße Interessen- oder Traditionsvertretung“ (was die Soldaten-Bewegungen angeht), im übrigen „überparteilich“, in der Propaganda keineswegs jenem Geschmack huldigend, wie ihn etwa die SRP pflegt. Man will „Kameradschaft“, „Absage an den Hader der Parteien“, „Abkehr von Unsauberkeit und Egoismus des politischen Lebens“, mit andern Worten: man will die Vertuschung aller realen Gegensätze — und das aus sehr realen Gründen! Überdies propagiert man ein bißchen „Mitunternehmertum“ (so eine Art „Kameradschaftspflege“ im Betrieb, wie S. Braun in den „Frankfurter Heften“ sehr treffend feststellte). Zum guten Schluß gibt man noch ein wenig kulturellen Konservatismus hinzu, gut gemixt mit etwas Zynismus à la Salomon. Und einige Leute betreiben alles dies recht geschickt. Wie zum Beispiel der sehr geschäftige und sehr vielseitige Herr Gert Spindler. —

Um aber noch einmal auf das „Angebot“ zurückzukommen:

Wir haben keinen Bedarf!

K. W.

EUROPAKONGRESS DER CAJ

Auf Beschluß des internationalen Büros der Christlichen Arbeiter-Jugend wurde die erste europäische Tagung der Bewegung nach Deutschland einberufen.

Zum erstenmal seit Kriegsende trafen sich die verantwortlichen Leiter und Leiterinnen der CAJ Europas zu einer Studientagung.

Eine gute Vorbereitungszeit war der Tagung vorausgegangen. In allen Ländern Europas wurden Untersuchungen über die Situation der Arbeiterjugend durchgeführt, um für die Konferenz die notwendigen konkreten Unterlagen zu besitzen.

Endlich war es soweit. Im Mai wurde in Kleve die Tagung eröffnet. Um den Schwierigkeiten der Sprachen Herr zu werden, mußte eine Übersetzungsanlage gebaut werden, die es ermöglichte, daß alle Delegierten den Ausführungen in ihrer Muttersprache folgen konnten.

Eine ganze Woche lang tagte die Konferenz und fand ihren Abschluß in den verabschiedeten Beschlüssen.

Zum Höhepunkt des Europäischen Kongresses wurde die Tagung der deutschen Delegierten der CAJ in Essen. In Anwesenheit der Gäste aus 16 europäischen Ländern wurde im Amerikahaus die Deutschlandtagung der verantwortlichen Leiter eröffnet. Über 250 Delegierte aus allen Teilen Deutschlands nahmen an der Konferenz teil, die auch am Sonntagvormittag ihre Fortsetzung fand. Eingehend befaßten sich die anwesenden Jungarbeiter und Jungarbeiterinnen mit der Situation der Arbeiterjugend Europas und den Berichten über die Aktionen der CAJ in den verschiedenen Ländern.

Immer wieder wurden die Ausführungen der Referenten vom Beifall der Delegierten unterbrochen. Der Leiter der österreichischen CAJ übermittelte die Grüße der österreichischen Jungarbeiter.

Am Nachmittag fand im Essener Saalbau die Schlußkundgebung der Europatagung statt.

Tausende von Mitgliedern der CAJ konnten keine Plätze mehr erhalten, denn der Saal war zu klein, um alle zu fassen.

Unter den Flaggen der europäischen Staaten wurde die Kundgebung von der Nationalleitung der deutschen CAJ eröffnet.

Als Gäste waren anwesend: Kardinal Frings, Ministerpräsident Arnold und Prälat Wolker von Altenberg neben vielen anderen Vertretern von Staat und Arbeiterbewegung.

In einem Spiel, das von über 100 Jungarbeitern aufgeführt wurde, zeigten die Spieler das Problem der in den Prozeß der modernen Industrie hineingestellten jungen Menschen. Sie zeigten aber auch die Antwort der CAJ — eine neue, stolze, ihrer Kraft bewußte Arbeiterjugend. In einer Gedenkminute wurde der ermordeten jungen Arbeiter der CAJ Deutschlands und Belgiens gedacht. Zur selben Zeit legten junge Arbeiter aus München in Dachau einen Kranz zum Gedenken an die hier hingerichteten Gründungsmitglieder der belgischen CAJ nieder.

Allen Störungsversuchen von seiten versprengter kommunistischer Gruppen zum Trotz verlief die Kundgebung reibungslos.

Der Satz eines französischen jungen Arbeiters ist bezeichnend für diese Europatagung: Wir wollen immer Freunde bleiben. Europa braucht uns — wir brauchen Europa!

WENN EINER EINE REISE TUT...

Fortsetzung von Seite 1

Mittlerweile ist Hannes an den vollbesetzten Tischen der Caf terrasse vorbei zu mir vorgedrungen.

„Was trinken wir denn?“ Er nimmt umständlich Platz. Die umgehngten Taschen für Fotoapparat, Fernglas, Stadtplan, Reisegef hrer usw. behindern ihn sichtlich. „Was hast du denn da für ein komisches Zeug?“ Er zeigt mißtrauisch auf mein Glas. Ich wage bescheiden zu bemerken, daß das ein Apéritif sei, das Tag- und Nachtgetrnk der Franzosen. „Kenn' ich nicht, nehm' ich nicht“, Hannes r mpft die Nase. „Ober, bringen Sie ein Bier. Was? Mensch, reden Sie doch deutsch, wenn Sie was von mir wollen. Himmel-herrgottsakrament! Ein Bier will ich!“ Der Ober nimmt mit jenem freundlichen Gesicht die Bestellung an, mit dem man wenig höflichen Menschen zu begegnen pfllegt. „Ah!“ grunzt Hannes, als das Bier kommt, „es geht eben nichts über Bier. Deutsches Bier, versteht sich. Mag so einen französischen Kram nicht. Schließlich bin ich ja Deutscher.“

Das haben die anderen Gäste auf der Terrasse mittlerweile auch schon gemerkt. Auch wenn sie die Worte nicht verstehen konnten. Ein Platz ist noch frei an unserem Tisch. Der Herr, der sich jetzt dorthin setzt, spricht gut deutsch. Er sei lange in Deutschland gewesen. Während des Krieges. Eigentlich in Gefangenschaft. Aber er habe es sehr gut gehabt. Hannes und der Franzose kommen ins Gespräch. Zuerst geht alles gut. Aber dann kann Hannes es doch nicht lassen. Ich habe es ja geahnt! Politik! Jetzt sind sie mittendrinnen. Der Franzose ist für die Sicherheit seines Landes. Nach dem Wort vom gebrannten Kind, welches das Feuer scheut, sieht er die deutsche Wiederbewaffnung mit reichlich gemischten Gefühlen an. Was man verstehen kann. Denn in der Politik haben ja meistens beide Seiten recht. Beide. Daran denkt Hannes nicht. Er denkt überhaupt nicht. Er politisiert. Deutschland macht alles besser. Deutschland wird immer betrogen. Es klingt etwas vom Führungsanspruch durch. Er sagt das zwar nicht. Dafür ist er zu gut umerzogen. Aber es klingt doch durch.

Und natürlich ist in Deutschland alles schöner. Alles moderner. Vor allem viel geordneter (ich denke an Hannes' Überquerung des Opernplatzes). Und viel sauberer (heute morgen: reines Hemd? Schuhe putzen? Quatsch! Hier kennt mich ja keiner!). Natürlich wären die Deutschen viel tapferer (Hannes war Verpflegungsunteroffizier). Summa summarum: Deutschland, Deutschland über alles.



C'est la vie - so ist das Leben: am Ende ist der Rinnstein. Und die Sonne von Paris scheint für jeden. Am meisten für die Katzen, die heiligen Tiere von Paris. Davon steht nichts im Reiseführer.

Monsieur Goureau geht. Vielleicht weil er seinen Apéritif ausgetrunken hat. Vielleicht aus anderen Gründen. Jedenfalls, er geht. Hannes schaut sich triumphierend um, als wollte er sagen: dem hab' ich's aber gegeben. Und das hat er auch. Wahrscheinlich hat der Franzose jetzt einen schlechteren Eindruck von den Deutschen bekommen als während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft.

Aber es gibt auch andere, die anders sind als Hannes. Die zwei zum Beispiel, die da vor mir die Champs Elysees entlangpromenieren. „Ich möchte am liebsten gar nicht mehr weg“, sagt er. „Ich auch nicht“, schwärmt sie. „Die Frauen sind so herrlich. Der Wein ist so wunderbar. Alles viel schöner als bei uns“, fängt er wieder an. „In Deutschland ist doch überhaupt nichts mehr los. Das ist doch alles großer Mist. Nee, Deutschland! Da hat man doch keine Zukunft mehr. Was ist denn noch in Deutschland los? Wo gibt's in Deutschland ein Leben wie in Paris? Menschen wie in Paris? Alles ist so engstirnig bei uns. So kleinbürgerlich. Am liebsten möchte ich nie mehr dahin zurück. Weißt du, Deutschland, ich hab' die Nase voll davon...“ Das waren auch Deutsche. Die andere Sorte. Das andere Extrem. Wir müssen doch ein komisches Volk sein, wir Deutschen. Immer von einem Extrem in das andere. Aber jetzt mache ich denselben Fehler, über den ich eben hergezogen bin: ich verallgemeinere. Und gerade das sollte man eigentlich nie. Es gibt bestimmt noch viele Deutsche, von denen man gar nicht merkt, daß es Deutsche sind. Warum auch? Wir sind doch alle ganz einfach — Menschen. Ein bißchen abgegriffen dieser Satz. Aber das macht nichts. Er ist immer noch richtig. Man muß nur hellwach in ihn hineinhoren wollen. Wir sind doch alle ganz einfach Menschen. Ob wir diesseits oder jenseits der Grenzpfähle geboren worden sind — das ist doch reiner Zufall. Daß auf dieser Seite auch noch Goethe und Beethoven zur Welt gekommen sind — das ist doch reiner Zufall. Das ist doch nicht mein persönliches Verdienst. Da darf ich mir persönlich doch nichts drauf einbilden.

Nein, wenn ich mit jemand beim Apéritif vor dem Café de la Paix sitze, dann ist es mir gleich, was für eine Nationalität man ihm auf seinem Paß bescheinigt hat. Hauptsache, er ist ein netter Mensch. Alles andere ist doch Nebensache. Oder? palm

Die Atmosphäre einer Stadt kann man nur erleben, wenn man sich auch Zeit zum Sichttreibenlassen nimmt. In Paris abends vielleicht die Seine entlang. Die Großstadt hat auch Platz für Träume.

EIN MANN GING SEINEN WEG

Lübeck, den 7. Juni 1933

Untersuchungsgefängnis

Mit dem Urteil habe ich mich noch einige Male in Gedanken beschäftigt. Die Strafe selbst interessiert mich wenig. Es haben viele vor mir für das bißchen Menschenrecht, das das Leben auch der Niedriggeborenen lebenswert macht, längere Strafen abgesehen. Aber die völlige Sinnlosigkeit des Urteils in seiner Verlegenheit und das damit verbundene Gefühl der Rechtlosigkeit, das macht mich irgendwie traurig. Für die Lage des Gerichts hatte ich weitgehend Verständnis, aber es hatte sich sehr schlecht mit dieser Verlegenheit abgefunden. Du wei t, daß mich die Haft nicht irgendwie bedrückt; was sollte ich zurzeit draußen anfangen? Mit gedem tigtem Herzen und eingezogenen Schultern den traurigen Blicken der Lübecker Arbeiter achselzuckend standhalten und ihnen sagen, daß ich es auch nicht ändern könnte? Da ist es schon besser, selbst äußerlich unfrei zu sein und innerlich mit stolzer Seele das Gesicht der Zukunft zuzuwenden. Für mein Ideal bin ich in den vier Wänden meiner engen Zelle mehr, als ich draußen in voller äußerlicher Freiheit je sein könnte. — Arndt hatte schon recht, als er aus seiner Haft schrieb: Ihr könnt mir Amt oder Stellung nehmen, aber nicht meine Seele! Und ich hätte hinzuzufügen: Und nicht meinen Willen.

★

Lübeck, den 5. September 1933

Untersuchungsgefängnis

Du hast recht, es ist ein Glück im Unglück, daß meine Strafe in der Zeit so günstig fällt. Sie enthebt mich einstweilen der schwierigsten Entscheidungen, außerdem bin ich vor den vielfach angekündigten Repressalien im Lager gesch tzt.

Dabei fallen mir meine Überlegungen ein, die ich damals in Oberbayern anstellte, wo ich dicht an der Grenze war und ohne jede Schwierigkeit htte passieren können. Meine Freunde hatten mir in München dringend geraten, es zu tun.

Ich sah die Sache ganz anders an. Mir war klar, daß eine Emigration etwas Endgültiges, wahrscheinlich fürs Leben Entscheidendes sein würde. Daß ich auch an Dich und die Kinder gedacht habe, brauche ich Dir nicht zu schreiben, das wei t Du auch so. Wenn es mir immer möglich ist, will ich Euch die deutsche Heimat erhalten.

Meine Flucht wäre auch nicht vertretbar gewesen vor jenen 30 000 Lübecker Arbeitern, die mir über alle Schwierigkeiten, alle Not und

Hetze hinweg ihr Vertrauen schenkten. Keine deutsche Stadt hatte ein ähnlich günstiges Resultat aufzuweisen bei der letzten Wahl wie gerade Lübeck.

Natürlich heben diese Überlegungen die Tatsache meiner Strafzeit nicht auf. Aber diese Strafe geht vorbei, und ich habe die volle Selbstachtung behalten. Ich war in den schweren Tagen da, wo jene waren, die mit mir gekämpft haben. Und da gehörte ich hin.

★

Die beiden obigen Briefe aus dem Untersuchungsgefängnis entnehmen wir dem soeben erschienenen Buch über Julius Leber mit dem als Überschrift gewählten Titel „Ein Mann ging seinen Weg“. Seine Freunde, die dieses Buch herausgaben, konnten ihm kein schöneres Denkmal setzen.

In diesem Buch kommt Julius Leber selbst zu Wort, als Abgeordneter, als Volksredner, in Tagebuchnotizen und Briefen. Hier spiegelt sich das Leben eines Mannes wider, der in jungen Jahren in der Zeit vor 1933 zu den stärksten und charaktervollsten Politikern der Arbeiterbewegung zählte. Ein jugendlicher St rmer und Drnger, ein unbequemer Kritiker mit einem unerhörten Mut für Selbstkritik.

Julius Leber, als Sohn eines Maurers geboren, nach Besuch der Dorfschule und Realschule, kaufmännische Lehre in einer Tapetenfabrik, dann Oberrealschule, Universität, trat nach Beendigung des ersten Weltkrieges aktiv in die Politik ein. Bald wurde er Chefredakteur an der „Arbeiter-Zeitung“ in Lübeck und Reichstagsabgeordneter bis 1933. Er war einer der jüngsten Funktionäre seiner Partei.

Nach dem Ende der Weimarer Zeit begann auch für ihn eine Periode der Qual und des Leidens, Gefängnis, Konzentrationslager. Es kamen noch sieben Jahre in Freiheit, sie wurden sieben Jahre aktiver Widerstand bis zu seiner Verhaftung am 5. Juli 1944 und schließlich — sein Opfergang zur Hinrichtung am 5. Januar 1945.

In dem Buch der Freunde steht ein Toter auf, einer, der Opfer wurde ohne Schuld, ein Mahner, einer, der bis zum Tode seiner Idee die Fahntreue hielt, im höchsten Sinne des Wortes Mensch und Persönlichkeit.

Solche Beispiele und Vorbilder tun uns not. Sie zeigen der jungen Generation, daß auch die Demokratie Idealisten entwickelt. Jeder junge Mensch sollte dieses Buch, das im Mosaik-Verlag, Frankfurt, erschien, lesen; aber auch die ältere politische Generation sollte es studieren, denn an ihr liegt es, die jungen politischen Kräfte zu fördern und ihnen zu helfen.



Auch das steht im Reiseführer — UNO-Palais Chaillot und Eiffelturm. Aber wenn man eine Stadt richtig kennenlernen will, darf man nicht stur eine Sehenswürdigkeit nach der andern „erledigen“.

Montmartre — das berühmte K nstlerviertel von Paris. Mancher große Künstler hat in diesem Viertel angefangen. Heute auf den Gassen malen, morgen auf Weltausstellungen bewundert werden.





Am 29. Juli feierte die Gewerkschaftsjugend ihr Volkstanzfest auf dem Marktplatz in Recklinghausen.

ERKANNTE GRENZEN

KULTURTAGE IN RECKLINGHAUSEN VOM 25. BIS 29. JUNI 1952

Wir hätten für die Tage in Recklinghausen einen anderen Namen finden müssen. Das ist gewiß: Nicht allen Veranstaltern ist ganz wohl, wenn sie ein Jugendtreffen „Kulturtag“ nennen müssen. Trotzdem wurde in Recklinghausen eine Seite der gewerkschaftlichen Jugendarbeit erkennbar, die alle Teilnehmer sichtlich überraschte. Tanzgruppen — früher zuschauerstüchtig und filmbereit, besannen sich ganz aufs Tanzen.

Singegruppen — hungerten nicht danach, morgen durch die Presse der großen Welt vorgestellt zu werden.

Laienspielscharen — setzten sich tatsächlich ohne Effekthascherei mit den Problemen der jungen Menschen unserer Zeit in heiterer oder ernster Form auseinander. Natürlich war nicht alles Gold, was glänzte. Doch wer wollte von sich behaupten, er sei in der Lage, drei Tage mit den Jugendgruppen zu gestalten, ohne dabei auch Enttäuschungen zu erleben? Eines war festzustellen bei allen Spiel-, Tanz- und Singegruppen — daß sie das verfllossene Jahr genutzt hatten, daß sie ein Jahr an sich gearbeitet hatten.

Nach der Eröffnungsfeier, die der gesamten Veranstaltung ein gutes Gewicht gab, begannen in den Morgenstunden die Gruppen mit ihren Darbietungen. Im Mittelpunkt unserer Aussage stand das Laienspiel. Die Gruppen waren so ausgewählt, daß jede zuschauende Gruppe die eigene Leistung zu vergleichen angeregt wurde. Damit soll gesagt sein, daß jede Gruppe eine besondere Note hatte. Mit viel Freude sahen wir von der Wuppertaler Schar einen Bewegungschor, der fast tänzerisch gestaltet war. Mit einfachen Mitteln bereiteten sie ihren Zuschauern so viel Freude, wie sie es wohl selbst nicht erwartet hatten. Gefällig und keineswegs übertrieben und in jedem Punkt als echte Gemeinschaftsarbeit zu erkennen, waren Bewegung, Kostüm und Inszenierung wahrlich gut gelungen.

Schon der Abend des ersten Tages erreichte für die Laienspieldarbietungen eine bisher ungekannte Höhe. Das Spiel von Walter Bauer, „Die Grenze“, wurde in einer derart überraschend eindringlichen Weise durch die Kölner Laienspieler unter Ina Breuers Leitung dargeboten, daß eine Steigerung fast unmöglich erschien. In Diskussionen, die bis zum Ende der „Kulturtag“ andauerten und wahrscheinlich auch noch mit ins Land hinausgenommen wurden, wurden die Probleme immer wieder erneut behandelt, die uns Walter

Bauer aufgegeben hatte. Immer wieder neu wurde die Art der Lösung durch die Kölner Gruppe diskutiert. Eine Gemeinschaftsleistung schlechthin. Die Spieler zwangen uns unerbittlich in ihren Problemkreis und schenkten uns, genau wie sich selber, erst in letzter Minute die Erlösung des tragischen Schlusses.

Am anderen Morgen feierte J. Lutz mit seinem „Schloßparkkommödien“, von der Brühler Schar aufgeführt, fröhliche Urstände. All den jungen Zuschauern sprach er aus der Seele, als er den kleinen Prinzen mit der Blechkrone seinen geheimsten Wunsch offenbaren ließ: „Einmal im Kuhstall mit nackten Füßen stehen und den Mist durch die Zehen quetschen.“ Viel Steifheit, viel Unverständnis der älteren Kollegen wäre nicht möglich, wenn sie einsehen würden, daß die Jugend hin und wieder auch Geschmack entwickelt, daß die Jugendverbände bei dieser Geschmacksbildung entscheidend mitwirken.

Im Schatten der Großveranstaltung „Die Weber“ stand das mit viel Liebe und Sorgfalt vorbereitete Spiel „Vom Ruf aus dem Totengrund“. Wir haben den Ruf gehört, wenn auch die große Mühe und die große Anstrengung der Laienspielschar Duisburg an diesem Tage sich nicht voll ausgewirkt hat. Wir haben die Liebe, mit der es vorbereitet war, gespürt. Wahre Gruppenarbeit ist nur am ersten Willen, an der Hingabe, an der Liebe zur Gemeinschaftsarbeit zu messen.

Bei der Abschlußveranstaltung haben wir das manchmal vermißt. Verschiedene Einzelleistungen standen, hier und dort auch bedingt durch die Rolle, etwas zu stark im Vordergrund. Und da fiel dann auch die Gesamtleistung, gemessen an anderen Aufführungen, ab. Die Lehre daraus war für uns alle: es kommt nicht so sehr darauf an, daß die technischen Einzelheiten in aller Exaktheit vorhanden sind und eingesetzt werden können, sondern es kommt darauf an, daß die Gruppe als Gemeinschaft ein Ganzes bildet. Und daß der Geist, der in ihr herrscht, ein guter ist, dann wird das Spiel von ihrem Geist und von ihrer Gemeinschaft Zeugnis geben.

Gesamt gesehen ist in der Laienspielerarbeit der Gewerkschaftsjugend Nordrhein-Westfalen ein neuer Schritt getan. Als Hermann Kaiser, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Laienspiel, nach der Veranstaltung sagte: „Für mich ist Laienspiel eine angenehme Nebenbeschäftigung, die ich gelegentlich mit Ernst betreibe“, war es uns klar,

daß in Recklinghausen einige Gruppen bewiesen hatten, daß sie die Angelegenheit Laienspiel auch „gelegentlich“ mit Ernst betrieben haben.

Besonders erfreulich waren die Fortschritte bei den Singegruppen. Der Bielefelder Chor hat sich ganz herzlich in unsere Erinnerung hineingesungen.

Ungewöhnlich und befremdend für uns waren die auf der Oberkleidung getragenen Gewerkschaftsjugendabzeichen aus Stoff bei verschiedenen Singegruppen. Wir hoffen, daß die Gruppenleiter oder Singeleiter in Zukunft so einsichtig sein werden, uns einen solch peinlichen Anblick zu ersparen. Wen hätte das nicht an vergangene Zeiten erinnert?

Wir können nur wünschen, daß uns Tage der „Freude und Besinnung“ immer wieder geschenkt werden. Tage, die unsere Probleme aufzeigen und unsere Haltung beweisen. Vielleicht ist glück-

licher, im Rahmen dieser Tage es nicht dem Zufall zu überlassen, wie die Gestaltung sein wird, es nicht dem Zufall zu überlassen, wie die gleichlaufenden übrigen Veranstaltungen, z. B. der Ruhrfestspiele der Stadt Recklinghausen, der Kirchen u. a. m., gelagert sind. In eine Pause der Ruhrfestspiele hineingestellt, bekämen die Tage der „Freude und Besinnung“ der Jugend einen weniger gehetzten Charakter. Darüber hinaus wäre es gut, sich heute schon über Thema und Gestaltung kommender Tagungen klarzuwerden, dann brauchte man nicht alles anzunehmen, was sich anbietet, sondern man kann aus der Fülle des Guten das Beste aussuchen.

Das haben uns die Tage von Recklinghausen gelehrt: Es ist die Jugend da, die am kulturellen Leben unseres Volkes teilnimmt; es ist die Arbeiterjugend, die schöpfend und gestaltend das Kulturbewußtsein der Arbeiterschaft weckt und bereitet.



Chorgesang ertönte zu der Eröffnung der Kulturtag der Gewerkschaftsjugend in der Engelsburg.

Fortsetzung von Seite 1

DAS MÄDCHEN EMMA

Jeder muß da sein. Die Schwester Oberin will es so. Von 20 Uhr bis 22 Uhr könnte sie noch einmal rausgehen. Wohin? Die sie kennt, haben gerade keinen freien Nachmittag, weil sie ihn ja hat, und sind darum müde. Draußen kennt sie niemand. Wann soll sie jemand kennenlernen? Zwanzig Minuten dauert der Weg zur Stadt. Das Kino hat dann längst mit der letzten Vorstellung begonnen. Und um 22 Uhr muß sie wieder im Haus sein. Laut Hausordnung. Da ist nichts zu machen. Also bleibt sie ganz im Haus.

Alle 14 Tage...

ist „freier Sonntag“. „Frei“ ist zwar übertrieben, aber man könnte schon etwas damit anfangen. Anfangen aber muß man zunächst auf der Station: bis 9.30 Uhr ist Frühdienst zu machen. Danach muß man in die Kirche. Die Schwester Oberin will es so. Und danach ist das Mittagessen gemeinsam; die Schwester Oberin will es so. Und danach... Dann wäre in der Regel frei. Endlich. Von 13 Uhr bis 19 Uhr. Sechs Stunden. Vielleicht auch neun Stunden, wenn man einen plausiblen Entschuldigungsgrund findet und um 19 Uhr nicht zum Abendessen zu kommen braucht. Es muß aber ein guter Grund sein. Die Schwester Oberin ist wachsam.

Von 13 Uhr bis 19 Uhr oder von 13 Uhr bis 22 Uhr, das ist eine lange Zeit. Da könnte man schon etwas mit anfangen. Aber Emma schläft erst einmal, verschläft den schönsten Teil ihres schönen Sonntagnachmittags. Gewiß, das ist sie selber schuld und nicht das Krankenhaus. Aber das ist nun mal so. Sie schläft am liebsten. „Dann vergißt man alles“, hat sie letzts zu Paula gesagt. Und die Paula sagte: „... am besten überhaupt nicht mehr wach werden. Dann wäre der ganze Mist vorbei.“ Die anderen haben genickt. Aber um 5 Uhr hat wieder der Wecker geschellt... Obwohl das ganze Leben sinnlos ist.

Die Schwester Oberin...

ist da anderer Meinung. „Ich weiß“, sagt sie oft zu den Mädchen, „ihr habt einen schweren Dienst. Aber ihr habt einen schönen Dienst, den Dienst am Kranken, den Dienst der Nächstenliebe. Das allein müßte euch doch froh und zufrieden machen.“ Aber Emma spürt nichts von froh und zufrieden. Sie ist ins Krankenhaus gegangen, weil sie sonst zu Hause zu dritt im Bett liegen müssen, weil sie nicht ewig arbeitslos sein will, weil das Herumsitzen im einzigen Zimmer langweilig ist und weil sie den anderen doch nur das bißchen Brot wegibt. Außerdem hat sie gehofft, in der Stadt aus dem ganzen Flüchtlingsschlamassel einmal herauszukommen. „Geh nur in die Stadt“, hatte auch der Vater gesagt. „Fange nur erst einmal im Krankenhaus an. Du wirst mit der Zeit schon etwas anderes finden.“ Gefunden hatte sie nun in zwei Jahren das dritte Krankenhaus. Und von 20 DM Monatslohn für 80 Stunden Arbeit je Woche hier wie dort war sie bei Nr. 3 auf 33.50 DM geklettert bei freier Unterkunft und Verpflegung „dritter Klasse ohne Nachtisch“. Emma hat das Gefühl, daß es so bleiben wird. Für andere, besser bezahlte Arbeit braucht sie ein Zimmer. Für ein Zimmer braucht sie Geld. Geld

bekam sie nur durch besser bezahlte Arbeit. Für besser bezahlte Arbeit... Es war zum Verrücktwerden. Der Mann am Wohnungsamt hatte gesagt: „Zimmer gibt es nicht. Sie haben doch auch eins.“ Es gab kein Ende.

Derweil sprach...

... die Schwester Oberin in der wöchentlichen Gruppenstunde vom Dienst am Nächsten, vom Beispiel, das die Schwestern des Hauses gäben, die ganz umsonst arbeiten würden. Das sahen sie auch ein. Emma, Paula und die anderen alle. Mandmal bewunderten sie die Schwestern, die so ganz in ihrer Arbeit aufgingen und nie einen Pfennig dafür verlangten. Aber Emma stellte sich ihr Leben anders vor. Paula auch. Die anderen genau so. Abends sprachen sie oft darüber: von der Aussteuer, die sie sparen wollten, von dem, der sie heiraten würde, von der Wohnung später, „drei Zimmer mit Bad“ sah Paula als das Mindestmaß an, von den Kindern... Letztlich blieb aber alles ein schöner Traum. Sie hatten kein Geld, um für eine Aussteuer zu sparen. Sie hatten keine Zeit, Bekanntschaften zu machen.

Auch der AUFWÄRTS...

... sprach mit der Schwester Oberin und mußte sich lange und ausführlich darüber belehren lassen, was die Schwestern alles tun und leisten, ganz umsonst, für Gotteslohn. Das hat niemand bezweifelt. Was die Schwestern Kranken und Gesunden täglich an Gutem tun, ist unermeßlich. Jeder, gleich welchen Glaubens, wird das auch anerkennen müssen. Es ging uns um die, welche nicht der Welt und ihrem Treiben Lebewohl gesagt haben, um in einer solchen Schwesterngemeinschaft Gott und dem Nächsten zu dienen. Es ging uns um die Mädchen, die sich mit ihrer Hände Arbeit das ihnen Zustehende verdienen wollen. „Die Mädchen haben es gut bei uns“, erwiderte die Schwester Oberin und zeigte uns als Beweis die netten Schlafkammern, den gemütlichen Tagesraum mit Radio und Klavier, die gut ausgestattete Nähstube. Sie erzählte von den gemeinsamen Feiern: Geburtstag, Namenstag, Nikolaus, Ostern, Weihnachten. Kein Zweifel, man versteht dort alles nett einzurichten, man versteht zu feiern. Wir haben es auch nie bezweifelt. Aber darum ging es uns nicht.

Es ging uns um den gerechten Lohn, eben darum, daß man diese Mädchen nicht für durchschnittlich 25 DM achtzig Stunden je Woche beschäftigen kann. Und das hat die Schwester Oberin anscheinend nicht begriffen. Mit einem „wir haben früher als junge Mädchen noch viel länger gearbeitet“, ist gar nichts gesagt. Mit „wenn es Ihnen nicht paßt, können Sie ja jederzeit gehen“, ist niemand geholfen: den Mädchen nicht, die zum großen Teil Flüchtlinge sind und keine andere Arbeitsmöglichkeit haben; dem Krankenhaus auch nicht, das schon jetzt Personalmangel hat und diese Mädchen braucht.

Nichts gegen das Evangelische Krankenhaus in W. Nichts gegen die Schwester Oberin. Das alles ist nur ein Beispiel unter hunderten. In fast allen anderen Häusern liegen die Verhältnisse ähnlich. Das Krankenhaus ist selber krank.

Die Laienspielgruppe Duisburg brachte den „Ruf aus dem Totengrund“.

Fotos: DGB-Bildstelle

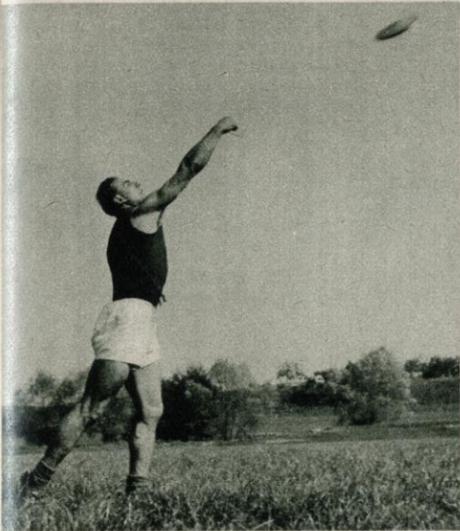


Als bei der Olympiade 1912 in Stockholm der Halbblutindianer Jim Thorpe den Zehnkampf mit einer neuen Weltbestleistung gewonnen hatte, gratulierte ihn der schwedische König mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind der herrlichste, der beste und vollkommenste Athlet der Welt.“ Seit dieser Zeit gilt der Zehnkampf als Gipfelpunkt menschlicher Leistungsfähigkeit. Die Namen der Weltrekordler und Olympiasieger bleiben unvergessen. 1924 der Amerikaner Osborne, 1927 und 1930 die Finnen Yrjölä und Achilles Järvinen, 1932 der Deutschamerikaner Bausch, 1935 der Deutsche Hans Heinz Sievert, der auch heute noch den Europarekord hält, 1936 der König der olympischen Spiele von Berlin: der Amerikaner Glenn Morris. Sein für kaum schlagbar gehaltener Rekord hielt bis 1950. Dann kam wie ein Komet sein Landsmann Bob Mathias, der 1948 in London bei den Olympischen Spielen als 17-jähriger seinen zweiten Zehnkampf bestritt und gewann und 1950 mit 8042 Punkten den Rekord von Morris um 142 Punkte überbot.

Ähnlich schnell, wenn auch nicht ganz so großartig, schraubte der jetzt 25-jährige Sepp Hipp aus Balingen seine Leistungen in die Höhe. Nach seiner Heimkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft begann er sich bei leichtathletischen Wettbewerben zu beteiligen. Mit verblüffenden Leistungen machte der 1,82 Meter große und 94 Kilogramm schwere Sepp von sich reden. Seine Vielseitigkeit war die Grundlage, den Zehnkampf zu bestreiten. 1948 wurde er bei seinem ersten Zehnkampf bei den Deutschen Meisterschaften Vierter und im Fünfkampf Zehnter;

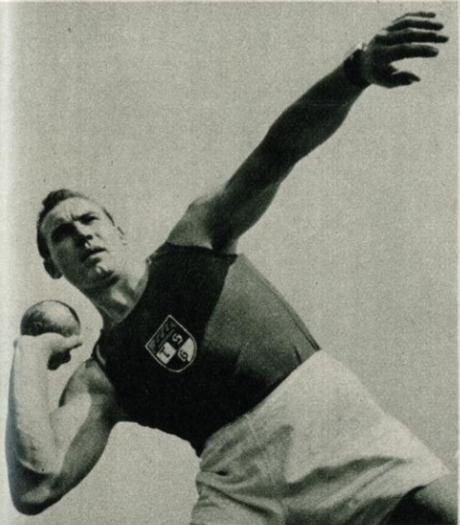


„Hipp, hipp, hurra“ eine Zehntelsekunde nach dem Start. Bei der Deutschen Meisterschaft lief er 100 m in 11,6 Sek. Bob Mathias (USA), der den Weltrekord hält, schaffte sie 1952 in 10,8 Sek.

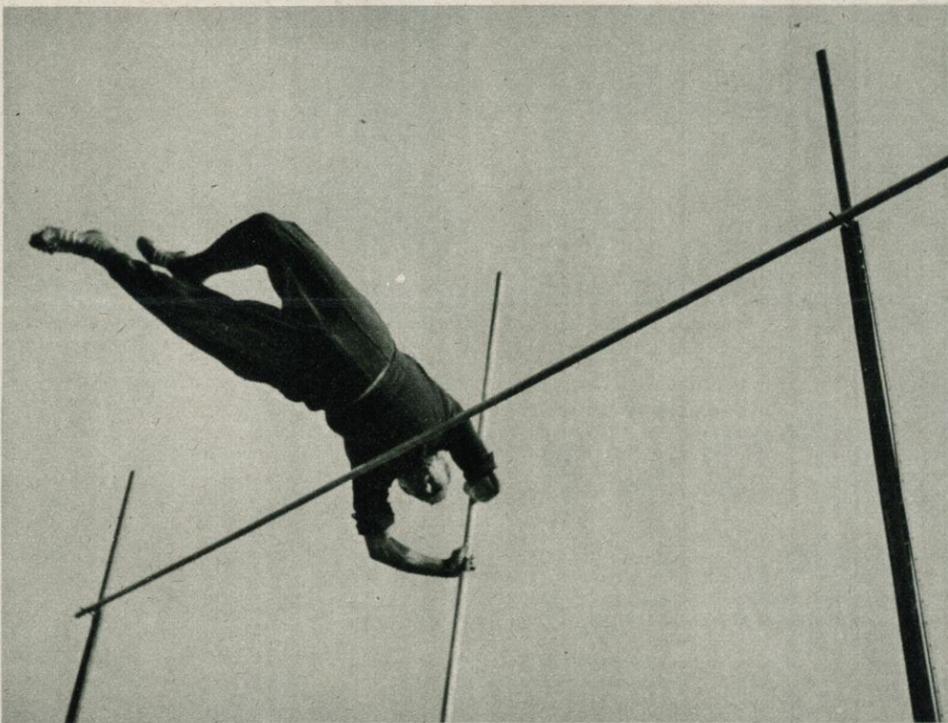


Eine schöne Schlußstellung beim Diskuswurf. 47,95 m ist Sepps Ergebnis, Mathias' 48,15 m.

Ansatz zum Kugelstoßen. Sepp Hipp wirft die Kugel 14,18 m weit, Mathias kommt auf 15,21 m.



Der Zehnkampfmeister trainiert



So nimmt der vielseitige Sepp die Hürden beim 110-Meter-Hürdenlauf. Fotos: Seeger

1949 mit einer um 500 Punkte besseren Leistung Zweiter im Zehnkampf hinter Gert Luther und Dritter im Fünfkampf. Im Jahre 1950 überrannte er den letzten Wall, der ihn noch von den besten Zehnkämpfern der Welt trennte. Zum dritten Male startete er bei einem Zehnkampf und gewann ihn mit 7074 Punkten. 1951 wurde er Deutscher Zehnkampfmeister.

Mit den großen amerikanischen Leichtathleten hat er eins gemeinsam: unerschütterliche Nervenkraft. Als ihm bei seinen ersten Zehnkämpfen sein Bambusstab beim Stabhochsprung mehrmals zerbrach, stand er jedesmal lachend auf, griff sich einen neuen und sprang ohne Anzeichen von Unruhe. K. F.

VATER DER CHRISTLICHEN ARBEITER

WILHELM EMMANUEL FREIHERR VON KETTELER — BISCHOF VON MAINZ
EIN LEBEN FÜR DIE UNTERDRÜCKTEN · ZUM 75. TODESTAG AM 13. JULI

„Dieser ganze Geschäftsgewinn fällt jetzt ausschließlich wieder dem Kapital zu, während der Arbeiter nicht den mindesten Anteil hat. — Diese Austeilung des überschießenden Gewinnes scheint allerdings der natürlichen Gerechtigkeit und dem an sich richtigen Maßstab nicht ganz zu entsprechen. Der Arbeiter verwendet sein Fleisch und Blut und nutzt das Kostbarste, was der Mensch an irdischen Gütern hat, ab; er verarbeitet gleichsam ein Stück seines Lebens. Der Kapitalinhaber verwendet in die Arbeit nur eine tote Summe Geldes. Es scheint daher unbillig, wenn der überschießende Gewinn ausschließlich dem toten Kapital und nicht auch dem verwendeten Fleisch und Blut zufällt.“

Das schrieb der Arbeiter-Bischof von Ketteler 1864, vor bald neunzig Jahren. Das könnte heute geschrieben sein. Es erging ihm dann auch, wie es heute manchen Christen noch unter uns geht: Den Roten war er zu schwarz, den Schwarzen war er zu rot. 1871 mußte er sich von der einen Seite „sozialdemokratische Tendenzen“ vorwerfen lassen. Die andere Seite schalt ihn indes einen Reaktionär, weil Bischof von Ketteler nichts vom Klassenkampf wissen wollte.

Seiner Herkunft nach gingen ihn die Arbeiter eigentlich gar nichts an. Er war adliger Abstammung und dadurch nach damaliger Auffassung durch Welten von dem niederen Volk getrennt. So ging er auch zunächst den Weg seiner Standesgenossen: Erziehung auf einem gräflichen Schloß, Jesuitenschule, Universität, wo er Jura, Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik studierte, als Korpsstudent nebenbei im Duell die Näsenspitze ver-

lor, im übrigen aber damals schon durch seine „revolutionären“ Gedanken aufgefallen sein soll. Auch das Kommisbleben hat ihm nicht behagt. „Einen angeborenen Widerwillen gegen alle Verhältnisse eines Soldaten“ sagen ihm die Geschichtsschreiber nach. Er brachte es trotz seines hohen Standes nicht einmal zum Offizier, was in der damaligen Zeit einiges Aufsehen erregte und in der heutigen Zeit den Mann sofort sympathisch werden läßt.

Später wurde Wilhelm Emmanuel von Ketteler Beamter, geriet aber 1837 in die Opposition zur Regierung und mußte gehen, wie das denn auch heute noch passieren kann, wenn man Opposition macht.

Mit 30 Jahren fing er an Theologie zu studieren, wurde 1844 zum Priester geweiht. Trotzdem war von Ketteler — man möchte fast sagen natürlich — dabei, als 1848 in Frankfurt die erste deutsche Nationalversammlung tagte und versuchte, in Deutschland eine Demokratie zu schaffen. Zwei Jahre später wurde er Bischof von Mainz. Er wäre auch Erzbischof geworden. Die Kölner und die Freiburger riefen wiederholt stürmisch nach ihm. Die Regierung ließ es nicht zu. Er hatte sich zu der Zeit schon zu stark auf die Seite derer gestellt, die nur zu gehorchen und zu arbeiten hatten.

Es ist interessant, die Bücher von Bischof Ketteler zu lesen. Eine ganze Menge sind es. Fast alle befassen sich mit der Arbeiterfrage. Die Form der Sätze und die Schreibweise kommen uns eigenartig vor. Aber sehr vieles könnte in diesen Tagen geschrieben sein:

„Die Hauptmittel der Trade-Unions (= Gewerkschaften) gegen Capital und gegen die grohsen Geschäftsunternehmer waren die Striks (= Streik). Man hat oft behauptet, dahs diese Striks durch die Störung des Geschäftes und durch die Entbehrung des Lohnes auf Seiten der Arbeiter, welche die Arbeit dann einstellen, den Arbeitern mehr geschadet als genutzt haben. Das ist aber im Grohsen und Ganzen unwahr. Die Striks haben den Arbeitslohn bedeutend gehoben. Dieser ist in den letzten Jahren, seitdem die Trade-Unions ihre Thätigkeit begonnen, in einigen Gewerben um 50 Procent, in manchen anderen um 25 bihs 30

Procent und in allen mindestens um 15 Procent gestiegen. Nach dem Vorbilde dieser Trade-Unions sind nun auch in Deutschland die Genossenschaften (= Gewerkschaften) gebildet, denen nicht wenige unter euch angehören. Dieses Bestreben nach rechtmäßiger Erhöhung des Lohnes ist gewihs nicht verwerflich. Dahs menschliche Arbeit auch entsprechenden Lohn empfangt, ist eine Forderung der Gerechtigkeit und des Christenthumes.“

Vielleicht lesen einige unserer christlichen Wirtschaftler und Politiker die Bücher des Bischofs. Es könnte nichts schaden. hst

»TELEFONITIS« EINE ZEITKRANKHEIT

EINE ZAHLENPLAUDEREI ÜBER UND UM DAS TELEFON

Hallo! Wie bitte? Sie haben immer noch kein Telefon? — Kaum zu glauben! Wo es doch 74,8 Millionen Telefone in der gesamten Welt gibt. — Ach so, Sie wohnen in Westdeutschland, wo nur 5 von je 100 Personen ein Telefon besitzen! Aber beruhigen Sie sich, auch Westdeutschland ist wieder im Begriff, ein Opfer der „Telefonitis“ zu werden. Wenn auch von den 4,5 Millionen neuen Anschlüssen in der Welt im letzten Jahr nur ein kleiner Prozentsatz auf Westdeutschland entfällt, so führten wir doch schon immerhin wieder weit über 1,7 Milliarden Orts- und rund 335 Millionen Ferngespräche. In Europa werden wir bei den Ortsgesprächen nur noch von Großbritannien (drei Milliarden), Schweden (zwei Milliarden) und Italien (1,8 Milliarden) übertroffen. Ich kann aber mit noch größeren Zahlen aufwarten!

Nehmen wir als Beispiel die USA. Dort gab es am 1. Januar 1950 rund 43 003 000 Telefon-

anschlüsse! Das sind 11 Millionen mehr als in der gesamten übrigen Welt! Im Laufe des letzten Jahres ist diese Zahl sogar um weitere zwei Millionen Neuanschlüsse gestiegen! Wie bitte? Diese Zahlen sind Ihnen zu astronomisch? Was halten Sie von der Zahl 5 433 614, der Anzahl der Telefonapparate in Großbritannien, oder von 2911900, den Anschlüssen in Kanada, oder von 1 500 000 Sowjetrußlands Gesamttelefonen.

Wie? Immer noch zu große Zahlen? Ja, kleinere Größen gibt es kaum, wenn man die Zeitkrankheit Telefonitis diagnostiziert. Hier noch einige Beweise für die „Gefährlichkeit“ der Krankheit: Das Betriebskapital der Deutschen Bundespost beträgt zurzeit 2,5 Milliarden DM. Ihre jährlichen Betriebseinnahmen belaufen sich auf 2,1 Milliarden DM, und im Dienst der Bundespost stehen mehr als 600 000 Angestellte und Arbeiter — das sind fast 4 v. H. der gesamten arbeitenden Bevölkerung Westdeutschlands.



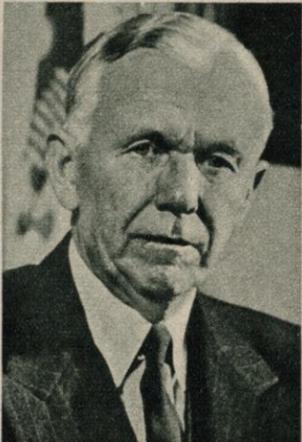
Ohne den Plan Marshall's wäre die Besserung der Versorgung einer fast verhungerten Bevölkerung nicht möglich gewesen.

EIN PLAN ENDET

Der Mensch soll und muß gerecht sein Die Gerechtigkeit ist eine Angelegenheit, die nichts mit Weltanschauung, nichts mit politischen Meinungen zu tun hat. Gerecht zu sein ist eine Verpflichtung. Würden mehr Menschen alle Dinge von dieser Verpflichtung aus betrachten, so bliebe der Menschheit im ganzen vieles an Ungemach erspart.

Um die Jahresmitte, am 30. Juni, endete ein Plan, der von manchen Stellen schon attackiert wurde, ehe er überhaupt anlief. Nun, da der Schlußpunkt gesetzt werden kann, überblickt man, was der Plan brachte.

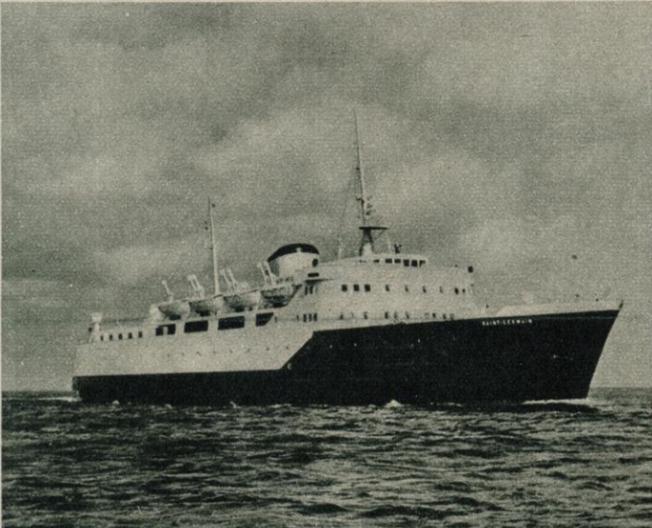
Eines muß noch eindeutig festgestellt werden, ein Volk stellte die finanziellen Mittel für die Durchführung dieses Planes. Neben der großen privaten Hilfstätigkeit seit 1945 brachte das amerikanische Volk 39 Milliarden Dollar für die notleidenden Gebiete der Welt auf. Das war für die Arbeiter und Angestellten in den USA ein schweres Opfer. Ihnen müssen wir danken, daß rund sechs Milliarden für den wirtschaftlichen Wiederaufbau in die Bundesrepublik flossen. Ohne den Plan des Generals Marshall wäre die Besserung der Versorgung einer fast verhungerten Bevölkerung unmöglich gewesen. Die Einfuhren an Lebensmitteln, Rohstoffen



Den Namen des amerikanischen Außenministers George C. Marshall trug der Plan, der zum schnellen wirtschaftlichen Wiederaufstieg Europas entscheidend beitrug.

Fotos: Flecken (1), Felten (1), Lange-Press-Bild (1), Archiv (3), Klopschinski (1)

Unsere Schiffsbau-Werften konnten 239 Schiffe mit 264 000 Brutto-Register-Tonnen bauen, dank der finanziellen Hilfe Amerikas.



und Fertigwaren im Zuge der Marshallplan-Hilfe machten für den Kopf der Bevölkerung 261.— DM aus. Aber die finanzielle Hilfe war nicht die Hauptsache bei diesem Plan, sondern das Ziel war, die europäische Einheit zu fördern aus der Erkenntnis heraus, daß nur durch die Überwindung der nationalen Gegensätze und durch Beseitigung der Wirtschafts- und Währungsschranken Europa lebendig werden konnte.

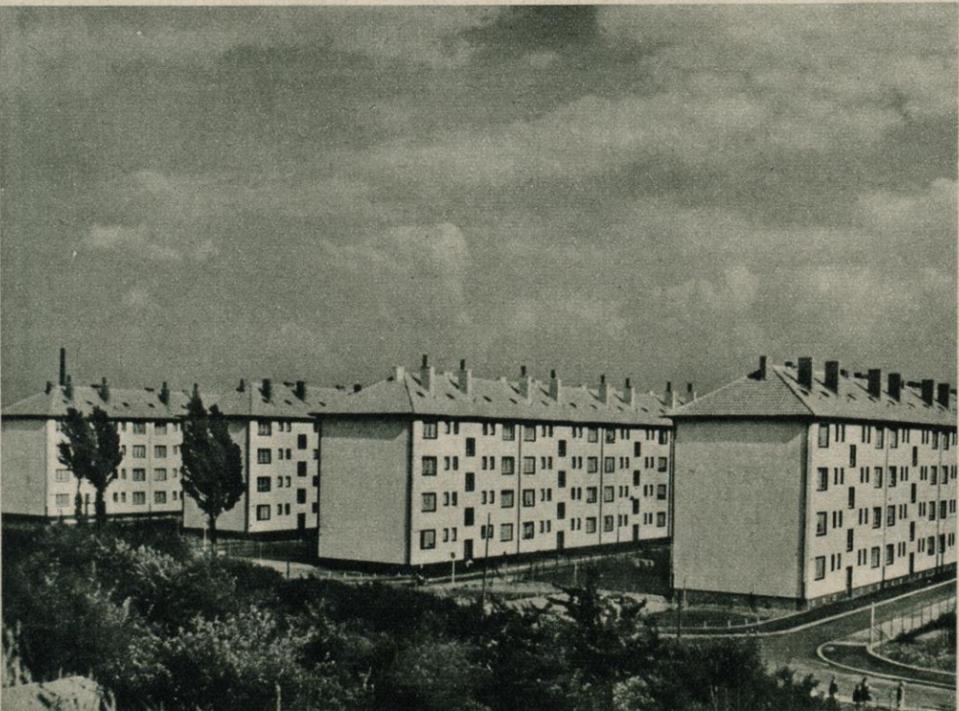
Die Hilfe für Deutschland wurde bereits beschlossen, als wir sonst noch auf allen Gebieten isoliert und ohne gleiches Recht neben den anderen Völkern lebten. Der Marshallplan gewährte uns zuerst die Stellung als gleichberechtigtes Glied der europäischen Völkerfamilie, und so war die moralische und politische Wirkung außerordentlich stark. Er gab uns den Mut zur Hoffnung.

Als eine der bedeutendsten Leistungen im Rahmen der Berlin zuteil gewordenen Marshallplan-Hilfe ist das Kraftwerk West zu nennen, zu dessen Wiedererrichtung schon vor Inkrafttreten des ersten Investierungsprogramms 44 Mill. DM bereitgestellt wurden. Westberlin ist durch dieses Kraftwerk in der Energieversorgung unabhängig vom Ostsektor.

Der Marshallplan hat entscheidend zum schnellen wirtschaftlichen Wiederaufstieg Europas beigetragen. Er hat die erste Aufgabe vollauf erfüllt, während die zweite, die Einigung Europas, dahinter hinkt.

Produktionssteigerungen sind in den letzten Jahren durch den Marshallplan ermöglicht worden. Aber die Arbeitnehmer sind daran nicht so beteiligt worden, wie es ihnen zugestanden hätte und wie es auch in der Konzeption des Planes lag. Hier liegt eine entscheidende Hemmung, ob sich die gewährte Hilfe weiter auswirkt.

132 000 Wohnungen wurden in der Bundesrepublik mit Hilfe des Marshallplanes gebaut. Dabei haben die deutschen Gewerkschaften einen großen Beitrag bei der Planung und Durchführung geleistet.



Die Frankfurter fangen erst an. Vorerst sieht man nur Trümmer. Wenn sie bis zum geplanten Termin — sie sprechen von Ende 1952 — fertig sein wollen, müssen sie sich plagen. Doch kein Zweifel: sie schaffen es! Die Frankfurter haben schon ganz andere Sachen fertiggebracht. Das neue Jugendheim kann eine schöne Sache

werden. Schon der Platz ist ganz vorzüglich: direkt am Mainufer, unweit der Friedensbrücke, wo das große Frankfurter Gewerkschaftshaus steht. Wie die Kollegen dort schreiben, freuen sie sich besonders auf das Fotolabor, das im Keller eingerichtet werden soll. Das scheint ja ein Kasten mit allen Schikanen zu werden.



„Klein, aber oho...“ könnte man von dem neuen Jugendheim der Deutschen Postgewerkschaft, Bezirksleitung Hamburg, sagen. Und vor allem: Es steht schon jetzt fix und fertig da mit zwei Schlafsälen und einem Tagesraum. Eine Küche brauchen sie nicht. Das Essen wird vom benachbarten Post-erholungsheim geliefert. Für 31 Kollegen ist Platz.

Das Heim liegt in Niendorf an der Ostsee. Die Gegend muß herrlich sein. Die Hamburger sind anscheinend ganz verliebt darin. Außerdem schreiben sie: „Es sollten sich alle Jugendgruppen aus dem Binnenland die Sache mal überlegen und die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen!“ Das ist ein Wort! Merkt es euch gut!



Das ist schon ein ganz ansehnlicher Kasten, den unsere Kollegen aus dem Bergbau jetzt in Roddert bei Müstereifel eröffnet haben. Er ist so groß und schön, daß andere Gruppen bestimmt neidisch werden. Aber wenn auch die glücklichen Besitzer keine ausdrückliche Einladung mit-

geschickt haben wie die Hamburger, so werden sie sich bestimmt auch über Gäste freuen. Platz ist ja genug.

Also: Müstereifel liegt bei Euskirchen, 40 Kilometer südwestlich von Köln.

SCHUTTELRÄTSEL Die Silben a, ab, al, er, gei, gen, man, mot, na, na, ort, re, sche, tar, te, tur sind buchstabenweise so in die einzelnen Felder des Kastens I einzusetzen, daß sich waagrecht Wörter mit folgenden Bedeutungen ergeben: 1. Verbrennungsrückstand, 2. Schöpfung, Wesen, 3. Opfertisch, 4. Raubvogel, 5. Niederschlag, 6. Latrine, 7. Himmelsbrot, 8. Kleinschmetterling. Die gefundenen Wörter sind nun so zu schütteln, daß sich im Kasten II neue Wörter folgender Bedeutung ergeben: 9. Teil des Wagens, 10. Fluß in Oberösterreich, 11. Amtskleid, 12. bekannter Berg in der Schweiz, 13. Menschenrasse, 14. Berg in Palästina, 15. französischer Schutzstaat in Hinterindien, 16. Stammesabzeichen der Indianer. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der Wörter unter I eine Rätselart und die Anfangsbuchstaben der Wörter unter II eine Bezeichnung für einen Mordversuch.

AUFLÖSUNG AUS NR. 13

Kreuzwörter. Waagrecht: 1. Barium, 6. Dahlie, 11. edel, 12. Ara, 14. Rind, 15. den, 16. Platz, 18. dem, 19. Ar, 20. Seehund, 22. s u. 23. at, 24. Nem, 25. er, 27. Feder, 30. Abend, 32. Alaun, 33. Plage, 34. Türe (Tuere), 36. Staub, 38. R. I., 39. Tee, 41. TI, 42. ah! 44. Narkose, 47. Sa, 48. Ger, 50. Lotse, 51. tot, 52. Iren, 54. sei! 55. Sole, 56. Kredit, 57. Natron.

Senkrecht: 1. Bedarf, 2. Ader, 3. Ren, 4. il, 5. malen, 6. Datum, 7. Hr, 8. Lid, 9. Ines, 10. Edmund, 13. Rahen, 16. p. e., 17. Zn., 20. Stearin, 21. Debatte, 23. Adler, 26. Regal, 28. eau, 29. rue, 30. als, 31. neu, 34. Tragik, 35. Sekte, 37. Braten, 39. Trost, 40. Eosin, 43. Herr, 45. Al, 46. Se, 47. Solo, 49. Ree, 51. Tor, 53. nd., 55. St.

PREISAUFGABE!

Denkt daran, in dieser Nummer ist der dritte Fehler zu finden.

SWISS

1	9
2	10
3	11
4	12
5	13
6	14
7	15
8	16

GLIB UND DIE BLAUE PFERDEDECKE

Glib mit seinen langen, dünnen Beinen lief über die Wiese zu Kowas Hütte. Er klopfte an das kleine Fenster: „Komm schnell, Kowa, leih mir deine alte Pferdedecke, nur bis morgen mittag!“ Kowa kam aus der Hütte, er war etwas jünger und kleiner als Glib, aber auch seine Haare waren schon grau. Er antwortete nicht sogleich, er überlegte und ließ dabei nicht das Fuhrwerk aus den Augen, das vor Glibs Hütte stand. Dann sagte er: „Nein, Glib, denn du würdest die Decke einem Menschen weiterleihen, den ich überhaupt nicht und den du erst seit fünf Minuten kennst.“

Glib hatte diese Antwort erwartet. Auch er schaute auf den Wagen vor seiner Hütte und ließ dann verlegen seine Arme hängen. Aber er versuchte noch einmal Kowa umzustimmen. Er sagte: „Nein, Kowa, du sollst nicht zu Schaden kommen; bringt man die Decke nicht mehr zurück, ersetze ich sie dir.“ Kowa zögerte keinen Augenblick, seine Stimme war laut: „Nicht mich sollst du vor dem Schaden bewahren, sondern dich selbst.“ Und ein wenig zornig setzte er hinzu: „Weißt du nicht mehr, wie es mit deiner blauen Pferdedecke vor zwei Jahren war?“ Glib erschrak, und zugleich zog sich über seine Stirn bis zu den Schläfen eine feine Röte. Immer, wenn er an die Geschichte mit

der blauen Decke erinnert wurde, überkam ihn Scham. Und Glib straffte seinen Körper, drehte sich Kowa zu und sagte: „Du hast recht, ich habe meine Lehre vor zwei Jahren erhalten und will nicht noch einmal betrogen sein.“ Damit wandte er sich von Kowa ab und ging aufrecht und entschlossenen Schrittes über die Wiese zu seiner Hütte zurück.

Nach einer knappen Viertelstunde fuhr der Wagen, der vor Glibs Hütte gehalten hatte, wieder ab. Kowa sah es von seinem Fenster aus und war zufrieden, daß es ihm gelungen war, Glib und nicht zuletzt sich selbst vor der List der Fremden zu schützen. Währenddessen schaute Glib dem fremden Wagen auf der Straße so lange nach, bis er seinen Augen entschwunden war. Und er dachte dabei: Kowa hat es leicht, ihn bittet niemand um eine Decke, nicht einmal um ein Glas Wasser. Seine Hütte und Kowas Hütte waren weit und breit der großen Straße entlang, die über das Gebirge führte, die einzigen Behausungen. Nur daß Kowas Hütte hundert Meter abseits der Straße und Glibs Hütte fast neben ihr stand. So kamen alle Vorüberfahrenden, die einen Wunsch hatten, zuerst in Glibs Hütte.

Glib ging von der Straße aus gleich in den Stall. Es war Zeit, dem Pferd Futter zu geben. Und während Glib die Arbeit verrichtete, Heu und Stroh schnitt, den Hafer aus dem Sack faßte, den Wassertrog auswusch und frisches Wasser brachte — wobei er jeden Handgriff mit geschlossenen Augen hätte ausführen können, so vertraut und zur Gewohnheit war ihm dies alles längst schon geworden —, kehrten seine Gedanken immer wieder zu dieser Tat der Treulosigkeit zurück, deren Opfer er vor zwei Jahren geworden war.

Es war ein Tag wie heute gewesen, als ein Fremder Glib um eine warme Decke gebeten hatte, da er von dem unerwartet eingefallenen kalten Nordwind überrascht worden war. Glib hatte ihm, wenn auch schweren Herzens, die einzige große und warme Decke, die er besaß, die sein Stolz war und die zudem ein gutes Stück Geld gekostet hatte, seine schöne blaue Pferdedecke, geliehen. Und trotz des großen heiligen Versprechens des Fremden, die Decke, sobald er über dem Gebirge sein würde, einem entgegengesetzt fahrenden Wagen mitzugeben, hatte Glib die Decke bis heute nicht wiedergesehen. Und erst vor einem halben Jahr hatte sich Glib von seinem Ersparten eine neue blaue Pferdedecke kaufen können, der nun wieder sein ganzer Stolz gehörte.

Als Glib mit der Arbeit im Stall fertig war, ging er in die Stube zurück. Er hatte die Tür kaum hinter sich zu, als auch Kowa eintrat, der gleichfalls zuvor sein Pferd gefüttert hatte und jetzt kam, um Glibs Lob einzuheimsen dafür, daß er ihn gewarnt hatte, sein gutes Herz allzu weit zu öffnen. Kowa setzte sich am Tisch nieder, Glib gegenüber, der seinen Kopf nachdenklich in die Hände stützte und dann fragte: „Wie ist es möglich, daß man zweimal in ein und dieselbe Lage kommt, daß Zufälle eintreten, die einander so gleichen wie ein Ei dem anderen, daß man sogar denken möchte, es kann nicht mit rechten Dingen zugehen dabei?“

Kowa horchte auf. Er sagte: „Du redest so, als würdest du es mir nachtragen, daß ich meine Decke nicht hergegeben habe.“ Glib wehrte erschrocken ab. „Nein“, sagte er und hob langsam seinen Kopf. Sein Blick zeigte Ratlosigkeit, und seine Hände lagen bewegungslos auf der Tischplatte. „Du verstehst mich falsch, Kowa, ich will nur etwas sagen, was mich allein angeht. Nämlich dies, daß der Mann, der heute eine Decke von mir haben wollte, genau das gleiche vorgebracht hat wie der Fremde, der mich vor zwei Jahren darum betrogen hatte.“

Kowa sagte gelassen: „Es ist wahr, man hat dieses kalte Wetter nicht vorausgesehen; hat der Mann das angeführt?“

„Ja“, antwortete Glib, „und auch er hat mir erzählt, daß er vor kurzem erst krank gewesen sei und es außerdem mit seiner Reise sehr eilig habe. Sonst wäre er noch einmal zurückgefahren, um eine Decke zu kaufen.“

„Und hat er dir vielleicht auch beim heiligen Franziskus geschworen, die Decke zurückzubringen, wenn du sie ihm leihen würdest?“

„Nein“, sagte Glib und faltete die Hände, „er wollte die heilige Jungfrau anrufen.“

„Siehst du“, lachte Kowa und zwinkerte mit den Augen, „je größer der Schwindler, um so höher will er schwören.“

„Daran habe ich gedacht“, sagte Glib lächelnd. „Ein einfaches ehrliches Manneswort ist Sicherheit genug. Schon vor zwei Jahren, als der Fremde beim heiligen Franziskus schwor, gefiel er mir nicht mehr.“

„Und trotzdem hast du ihm damals die schöne Decke gegeben“, klagte Kowa.

„Ich war auf der Hut, ich war voll Mißtrauen“, sagte Glib, „aber mein Herz wurde weich.“

„Dein Herz“, zürnte Kowa, „immer dein Herz! Hätte vor zwei Jahren der Fremde wirklich um sein Leben gebangt, seine Zeit wäre ihm weniger kostbar erschienen. Ein Weg von drei Stunden zurück läßt sich immer wieder gutmachen, der Tod nicht mehr. Du vergißt zu denken, Glib!“

Noch leiser als zuvor sagte Glib: „Ich denke wohl. Nehmen wir als Beispiel den Mann, der vor einer Stunde hier war. Er ist ein Betrüger, nehme ich an. Ich gehe sogar noch weiter und sage, daß von hundert Fremden, die eine Decke ausleihen wollen, neunundneunzig Betrüger sind und nur ein einziger die Decke wirklich zurückgibt.“

„Bravo, Glib!“ fiel ihm Kowa freudig ins Wort, „soviel Übertreibung hätte ich dir gar nicht zgetraut.“

Glib lächelte und fragte: „Wie willst du aber wissen, ob nicht gerade der Fremde von heute dieser einzige von den hundert gewesen ist?“ Ist es nicht leichter, zwei Decken zu verlieren, als erfahren zu müssen, daß du den einzigen Menschen abgewiesen hast, der in wirklicher Not zu dir kam?“

„Glib!“ brüllte Kowa und sprang erschrocken auf. „Ich konnte nicht anders“, sagte Glib hilflos und zog seine Hände vom Tisch, „ich habe sie ihm vorhin gegeben — die neue blaue.“



EIN MANN MIT GRUNDSÄTZEN

Zugegeben, wo man hinsieht, ist der Himmel trübe, sind die Aussichten schlecht. Vielleicht wird's sogar regnen. Aber Ursula hat sicher den Schirm mit. Wo sie nur bleibt? Es ist schon acht Uhr. Ich werde noch eine Bahn abwarten.



Das ist jetzt schon die sechste Bahn! Wenn sie mit der nächsten auch nicht kommt, dann geh' ich. Endgültig. Für immer. Ich habe meine Grundsätze. Da geh' ich nicht von ab. Am wenigsten wegen einer Frau! Ich bin doch kein Affel!



Jetzt schlägt's schon wieder eine volle Stunde von der Michelskirche! Eins — zwei — drei — acht — neun — zehn. Zehn! Donnerwetter! Das geht zu weit! Wenn sie jetzt noch kommt, werde ich ihr aber Bescheid pfeifen! Ich bin ja kein Waschlappen, sondern ein Mann.



„Liebling, ich glaube, ich bin etwas spät. Bist du sehr böse? Ich war noch bei der Schneiderin...“ — „Das macht nichts, Süßes. Ich hab' gern auf dich gewartet. Die Zeit verging mir wie im Fluge. Hast du schon die Rechnung? Gib sie mir. Ich möchte dir das neue Kleid schenken.“

Fotos: Peter Fischer



HERMANN HESSE

DIE WOLKEN

Zeigt mir in der weiten Welt den Mann, der die Wolken besser kennt und mehr lieb hat als ich! Oder zeigt mir das Ding in der Welt, das schöner ist, als die Wolken sind! Sie sind Spiel und Augenlust, sie sind Segen und Gottesgabe, sie sind Zorn und Todesnacht. Sie sind zart, weich und friedlich wie die Seele von Neugeborenen, sie sind schön, reich und spendend wie gute Engel, sie sind dunkel, unentrinnbar und schonungslos wie die Sendboten des Todes. Sie schweben silbern in dünner Schicht, sie segeln lachend weiß mit goldenem Rand, sie stehen rastend in gelben, roten und bläulichen Farben. Sie schleichen finster und langsam wie Mörder, sie jagen saugend kopfüber wie rasende Reiter, sie hängen traurig und träumend in bleichen Höhen wie schwermütige Einsiedler. Sie haben die Formen von seligen Inseln und die Formen von segnenden Engeln, sie gleichen drohenden Händen, flatternden Segeln, wandernden Kranichen. Sie schweben zwischen Gottes Himmel und der armen Erde als schöne Gleichnisse aller Menschensehnsucht, beiden angehörig — Träume der Erde, in welchen sie ihre befleckte Seele an den reinen Himmel schmiegt. Sie sind das ewige Sinnbild alles Wanderns, alles Suchens, Verlangens und Heimbegehrens. Und so wie sie zwischen Erde und Himmel zag und sehrend und trotzig hängen, so hängen zag und sehrend und trotzig die Seelen der Menschen zwischen Zeit und Ewigkeit.

Oh, die Wolken, die schönen, schwebenden, rastlosen! Von Kinderzeiten her sind sie mir liebe Freundinnen und Schwestern gewesen. Ich kann nicht über die Gasse gehen, so nicken wir einander zu, grüßen uns und verweilen einen Augenblick Auge in Auge. Und was kann man von ihnen

lernen. Ihre Formen, ihre Farben, ihre Züge, ihre Spiele, Reigen und Tänze und ihre seltsam irdisch-himmlischen Geschichten.

Namentlich die Geschichte der Schneepinzessin. Ihr Schauplatz ist das mittlere Gebirg im Vorwinter bei warmem Unterwind. Die Schneepinzessin erscheint mit kleinem Gefolge, aus gewaltiger Höhe kommend, und sucht sich einen Rastort in weiten Bergmulden oder auf einer breiten Kuppe aus. Neidisch sieht die falsche Bise die Arglose sich lagern, leckt heimlich gierend am Berg empor und überfällt sie plötzlich wütend und tosend. Sie wirft der schönen Prinzessin zerfetzte schwarze Wolkenlappen entgegen, höhnt sie, krakeelt sie an, möchte sie verjagen. Eine Weile ist die Prinzessin unruhig, wartet, duldet, und manchmal steigt sie kopfschüttelnd leise und höhnisch wieder in ihre Höhe zurück. Manchmal aber enthüllt sie plötzlich ihr blendendes Angesicht und weist den Kobold mit kühler Hand zurück. Er zaudert, heult, flieht. Und sie lagert sich still, hüllt ihren Sitz weitem in blassen Nebel, und wenn der Nebel sich verzogen hat, liegen Mulden und Kuppel klar und glänzend mit reinem, weichem Neuschnee bedeckt.

In Montagnola bei Lugano beging am 2. Juli Hermann Hesse den 75. Geburtstag. Nobelpreisträger von 1946 und Inhaber u. a. des Goethe- und des Wilhelm-Raabe-Preises, ist Hesse heute einer der wenigen deutschen Autoren von Weltgeltung. Den Größenwahn der Technik und den Größenwahn des Nationalismus hat er einmal die Krankheiten der Zeit genannt, deren Bekämpfung wichtigste Aufgabe und Rechtfertigung des Geistes auf der Erde sei. Diesem Kampf hat sein ganzes Leben gegolten, diesem Kampf und dem Versuch, die tödliche Trennung von Geist und Leben zu überwinden.



Die Plastik von Meunier: „Der Lastenträger“ an der Friedensbrücke in Frankfurt a. M. Foto: H. Wildenhain

WIR TRAGEN DIE ZUKUNFT

Unter diesem Motto wird erstmalig nach dem Neuaufbau der deutschen Gewerkschaften seit dem Jahre 1945 die Gewerkschaftsjugend zu einem großen Treffen auf Bundesebene vom 18.—20. Juli 1952 in Frankfurt am Main zusammenkommen. Damit wird eine Tradition der alten Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung fortgesetzt. Natürlich haben wir uns etwas dabei gedacht, als wir das Motto für das 1. Bundesjugendtreffen des Deutschen Gewerkschaftsbundes wählten. Die junge Generation weiß, daß sie heute noch nicht in den entscheidenden Funktionen des öffentlichen Lebens stehen kann. Sie weiß aber, daß sie an sich selbst arbeiten muß, weil sie sich verantwortlich fühlt gegenüber der künftigen Entwicklung ihrer eigenen Generation, ihres Heimatlandes, des jungen demokratischen Gemeinwesens und der deutschen Gewerkschaftsbewegung.

Wegen der beschränkten Unterbringungsmöglichkeiten in Frankfurt können es nur etwa 30 000 junge Gewerkschafter sein, die der Öffentlichkeit das Wirken und Wollen der Gewerkschaftsjugend zeigen werden. Neben dem Lehrling von der Drehbank, dem Jungbergarbeiter steht der junge kaufmännische Angestellte aus Büro und Verwaltung. Es gibt neben der Gewerkschaftsjugend keinen weiteren Jugendverband, in dem alle Weltanschauungen und Konfessionen vertreten sind. Das ist das Große, Schöne und Starke unserer Gewerkschaftsbewegung, daß in unseren jungen Gemeinschaften junge Sozialisten, Katholiken und Protestanten zusammenarbeiten.

Das 1. Bundesjugendtreffen wird ein Jugendfest der Freude, des Frohsinns, aber auch ernster Besinnung sein. Ein großer Kreis der Teilnehmer wird an der Gestaltung des Treffens aktiv mitwirken. Mit der Aufführung einiger Sprechchorwerke werden neue Wege schöpferischer Arbeit beschritten. Eine Vielzahl von Laienspielscharen, Jugendchören, Musik- und Volkstanzgruppen wird mit ihren Darbietungen einen Querschnitt der kulturellen Arbeit der Gewerkschaftsjugend vermitteln.

Eine ganz besondere Freude wird uns mit der Anwesenheit starker Jugenddelegationen aus den befreundeten europäischen Gewerkschaftsbünden bereiten. Besonders schmerzlich wird es empfunden werden, daß die arbeitende Jugend der Ostzone noch immer nicht dabei sein kann.

Die Gewerkschaftsjugend wird nicht wie in der Sowjetzone durch staatlichen und Organisationszwang aufmarschieren, vergötzte Führerbilder durch die Straßen tragen und vor „Führern“ mit geschulterten Kleinkalibergewehren vorbeidefilieren. Wir kommen freiwillig und aus Überzeugung nach Frankfurt. Wir arbeiten und kämpfen für wahre Freiheit und echte Demokratie.

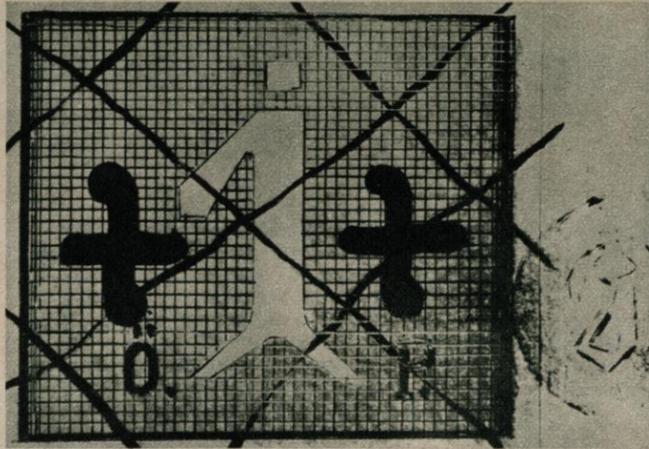
Nach dem großen Erlebnis des Frankfurter Jugendtreffens werden die Jugendgruppen auf frohe Wanderfahrt und in die Ferienlager ziehen, um Erholung und Entspannung zu finden, die die junge menschliche Arbeitskraft im harten Lebenskampf so dringend benötigt. Für alle aber wird Frankfurt einen weiteren Auftrieb für eine verstärkte Mitarbeit in der Gewerkschaftsbewegung geben und noch mehr als bisher das stolze Bewußtsein vertiefen, Angehörige einer großen sozialen Gemeinschaft zu sein.

Willi Ginhold.

AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Schriftleitung: Hans Treppe, Telefon 21 15 00, 21 16 00, Fernschreiber: 088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionen und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressdruck GmbH., Köln.

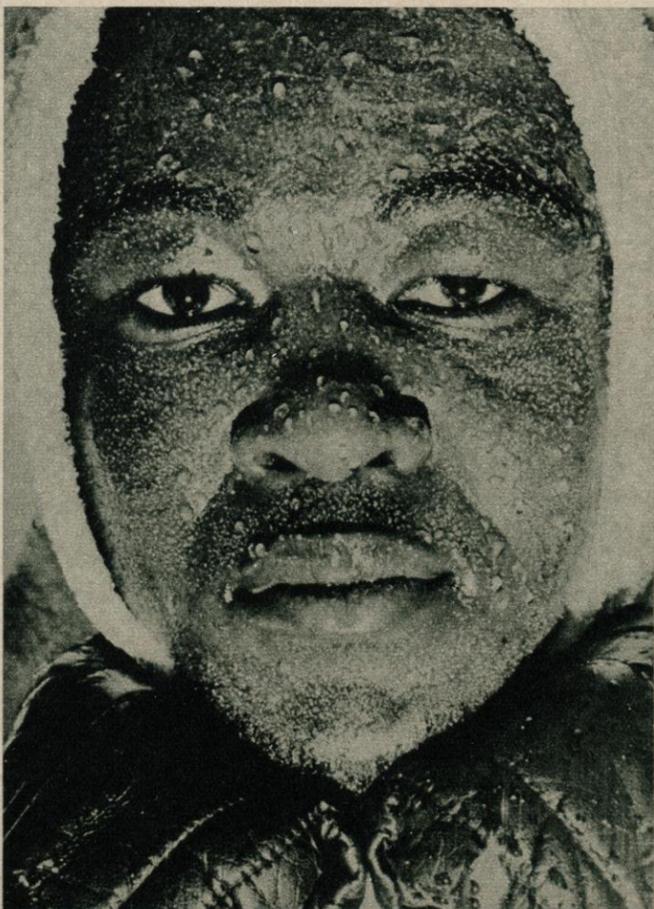
Mitteilung auf Grund § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein.-Westf. v. 14. 10. 1949:
Der „Aufwärts“ erscheint im Bund-Verlag GmbH. Gesellschafter sind zu gleichen Teilen Georg Reuter, Albin Karl, Franz Spiliedt.



Nicht Großbritannien, sondern Österreich darf für sich in Anspruch nehmen, zum ersten Male Briefmarken verwendet zu haben. Zu dieser Entscheidung gelangte eine Expertenkonferenz in Millstatt (Kärnten), die die vor kurzem entdeckte Ein-Kreuzer-Marke von Spittal beurteilte. Die Marke war auf einem Brief gefunden worden, der die Anschrift „Jungfer Konstanza Egarter in Klagenfurt, abzugeben bey Herrn von Kendeler im Oberberg-Amt“ trug und 1839 geschrieben worden war. Der Umschlag trägt noch den Stempel „Spittal 20. Febr.“, den Stempel „franco“ und einen Fingerhutstempel mit einem „P“



In den Alpen holte Italiens große Hoffnung in der Tour de France, Fausto Coppi, zum ersten Male großen Schlag aus. Auf der 266 km langen zehnten Etappe von Lausanne nach Alpe d'Huez fuhr der in den Bergen großartig kletternde Campionissimo selbst so hervorragenden Bergfahrern wie Jean Robic und Stan Ockers unwiderstehlich davon, jagte die Abfahrten mit großartiger Fahrkunst hinunter und konnte sich nach dem Etappensieg die Führung im Gesamtklassement sichern.



Kid Cavilan, der Weltmeister im Weltergewicht, wird in Philadelphia seinen Titel gegen Gil Turner verteidigen. — Diese Aufnahme des Meisters nach einem scharfen Training im Vorbereitungslager Sumnit zeigt, daß es nicht so leicht ist, einen Weltmeistertitel zu erlangen und zu halten und daß vor jedem Erfolg der Schweiß gesetzt ist.

KURZ BERICHTET

Keine Einstellung — da . . .

Die Wiederherstellung sämtlicher fester HJ-Lager verlangt der FDJ-Zentralrat und die Hauptverwaltung Ausbildung der Vopo. Gemäß ihren Anordnungen sollen in diesen Lagern „Wehrertüchtigungslehrgänge“ für die Jugend der Sowjetzone durchgeführt werden. Die volkseigenen Betriebe sowie die sowjetischen Aktiengesellschaften haben Anweisung, keine jungen Menschen im Alter zwischen 18 und 25 Jahren einzustellen, da sie zur militärischen Ausbildung vorgesehen sind.

Brandstiftung

17 größere Wohnzelle der Falken des Ortsverbandes Mülheim / Ruhr, welche auf einer Wiese zum Trocknen ausgelegt waren, wurden von unbekanntem Tätern in Brand gesetzt. Die Zelle, welche einen Wert von etwa 6200 DM hatten, sind fast völlig verbrannt. Nachforschungen sind im Gange.

Absagen

Eine Million Absagen mußten die 65 Jugendherbergen in Westfalen Lippe 1951 erteilen. 700 000 Übernachtungen wurden gezählt.

A's Holzfäller

40 Hamelner Schüler sind nach Finnland gefahren, wo sie sich in einem kleinen Ort nördlich Helsinkis für mehrere Wochen als Holzfäller betätigen wollen. Jeder Schüler kann dabei täglich nur 600 Finnmark verdienen. Davon zahlt er für Unterkunft und Verpflegung etwa 200 Finnmark. Für das übrige Geld wollen die Jungen die Olympischen Spiele besuchen.

Aus vier - einer

Die vier Landesjugendringe bzw. Landesjugendausschüsse von Nordwürttemberg, Nordbaden, Württemberg-Hohenzollern und Südbaden besprechen zurzeit die Bildung eines Landesjugendringes Baden-Württemberg. Es ist geplant, die bisher bestehenden Ringe und Ausschüsse zu Landesbezirksausschüssen umzuformen.

Wie lange jung?

Der Beschluß des Evangelischen Jungmännerwerkes, allen Mitgliedern, die dem Werk seit mehr als 25 Jahren angehören, ein goldenes Abzeichen zu verleihen, wird vom Pressedienst der Sozialistischen Jugend Deutschlands wie folgt kommentiert: Wir möchten hier mal boshaft sein und fragen, wie lange man eigentlich ein evangelischer junger Mann sein kann?

„Ich weiß es nicht“

Durchaus nicht jedermann weiß, was der Deutschlandvertrag ist. Auf die Frage des Instituts für Demoskopie (Allensbach): „Was ist der Deutschlandvertrag? Worum handelt es sich dabei?“ antworteten 44 v. H. der Befragten: „Ich weiß es nicht.“ Das Institut hatte die Frage 2000 Menschen gestellt, die in Alter, Geschlecht und Beruf der Bevölkerung im Bundesgebiet und in West-Berlin entsprechen.

Jugend und Zigaretten

Der Nikotingenuß Jugendlicher wurde an Hand von Untersuchungen in den Kölner männlichen Berufsschulen festgestellt. Von den Fünfzehnjährigen rauchten bereits über 30 v. H. täglich bzw. gelegentlich Zigaretten, 34 v. H. der Siebzehnjährigen rauchten bereits 5—6 Zigaretten täglich.